

2 GEDÄCHTNIS, LEBENDIGE ERINNERUNG, AUTOBIOGRAPHISCHE ERZÄHLUNG

Wir wollen uns zunächst allein auf die Tätigkeit des Erzählers konzentrieren und dabei auch einen Schritt hinter den für diese Arbeit zentralen Gegenstand, die fertig gestaltete lebensgeschichtliche Erinnerung, zurückgehen. Der Vorgang der Präsentation autobiographischer Erzählungen baut auf umfangreichen Erinnerungen und Wissensbeständen (individueller und kollektiver Art) auf sowie auf einer ganzen Reihe unterschiedlicher Kompetenzen. Wissen und Erinnerungen werden dabei in einen ganz bestimmten strukturellen und funktionalen Zusammenhang gebracht, der nicht nur Vergangenes rekonstruiert, sondern unter anderem auch Individualität und Identität gestaltet. Wie zahlreiche Studien zum Erwerb der Erzählfähigkeit bei Kindern demonstrieren, setzt sich diese komplexe Kompetenz zur Gestaltung und Vermittlung von Erinnerungen aus vielen kognitiven, sozial-interaktiven, linguistischen und soziokulturellen Teilaspekten zusammen, die im Laufe des Lebens nach und nach erworben werden müssen (vgl. hierzu Boueke et al. 1995, Quasthoff 1989 und 1991, Hausendorf/Quasthof 1996, Klann-Delius 1999).

Unmittelbar einleuchtend ist in diesem Zusammenhang, dass das Verferten von Erzählungen notwendig auch ein funktionsfähiges Gedächtnis voraussetzt. Damit stoßen wir auf ein psychologisches Thema, dem in der – traditionell experimentellen – Gedächtnisforschung viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde, das aber natürlich auch im Rahmen erzähltheoretischer Überlegungen von grundlegender Bedeutung ist. Neben den persönlichen Erinnerungen, von denen uns vor allem die autobiographischen Erinnerungen und Erlebnisse interessieren, die im Rahmen der Rekonstruktion individueller Lebensgeschichten eine tragende Rolle spielen, liefert das Gedächtnis dem biographischen Erzähler auch diverse Wissensbestände und »Fakten« historischer oder soziokultureller Art. Im Umgang mit diesem Material greifen wir bei der Präsentation historischer bzw. biographischer Episoden aber auch auf ein kulturell geprägtes Diskursmuster zurück, mit dem wir die Differenzierung und Relationierung einzelner lebensgeschichtlicher und historischer Ereignisse vornehmen: Wir organisieren unsere Erinnerungen sowie unser Wissen

nach bestimmten Regeln und stiften damit Kohärenz und Kontinuität. Im Folgenden soll die Rolle und Bedeutung der Gedächtnisleistungen näher betrachtet werden, die bei diesem komplexen Prozess eine Rolle spielen.

Zum Gedächtnismodell

Unter dem Begriff »Gedächtnisforschung« werden heute Beiträge verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen (wie etwa Philosophie, Biologie, Neurologie, Informatik, Psychologie usw.) zusammengefasst, die mit ganz unterschiedlichen Perspektiven und Fragestellungen an das zur Disposition stehende Phänomen herangehen. Fragen der Gedächtnisforschung sind aber auch in vielschichtiger und komplexer Weise mit anderen Themen verknüpft: »Wer über Gedächtnis spricht, ist gezwungen, auch über Wahrnehmung und Lernen, über Wissen und Wiedererkennen, über Zeit und Erinnern zu sprechen – von Aufmerksamkeit, Emotion und Vergessen ganz zu schweigen.« (Schmidt 1991) Damit sind einige für die Biographieforschung wichtige Stichworte gefallen, denn das Thematisieren der eigenen Vergangenheit hat zwangsläufig etwas mit Erinnern, Wissen oder der Erfahrung von Zeit zu tun.

Ein kurzer Blick auf Themen und Modelle aus der Gedächtnisforschung erweist sich auch im Rahmen dieser Arbeit als sinnvoll und zwar aus zwei Gründen: Zum einen stellen Gedächtnisprozesse einen unverzichtbaren Bestandteil erzählerischen Handelns dar. Ohne ein funktionsfähiges Gedächtnis lassen sich keine Lebensgeschichten erinnern, präsentieren und gestalten. Zum anderen herrscht bei manchen Vertretern der kognitiven Gedächtnisforschung seit einiger Zeit eine gewisse Unzufriedenheit mit allzu statischen oder elementaristischen Gedächtnismodellen sowie einer allzu einseitigen Fokussierung auf die neurophysiologischen Prozesse, die am Vorgang der Erinnerung beteiligt sind. Die mit Raffinesse und höchstem technischem Aufwand betriebene Beschäftigung mit den im Gehirn sich erinnernder Probanden stattfindenden oder hypostasierten Vorgängen scheint manchmal geradezu den Blick auf die manifesten Produkte des Erinnerungshandelns, zu denen zweifellos auch Beschreibungen und Erzählungen gehören, zu verstellen. Diese komplexen Produkte der Erinnerung können jedoch mit gleichem Recht zum Ausgangspunkt der Erforschung des Phänomens bedeutungshaltiger Erinnerungen gemacht werden. Der damit verbundene *Perspektivenwechsel* kommt auch in der vorliegenden Arbeit zum Ausdruck, die einen Schwerpunkt in der Untersuchung »lebendiger« autobiographischer Erinnerungen sieht. Traditionelle Speichermodelle des Gedächtnisses erweisen sich dabei jedoch als unzureichend. Auch in neueren Beiträgen aus dem Bereich der Kognitionswissenschaften gibt es einige Vorbehalte

gegen diese Modelle: »Einig ist man sich im kognitionswissenschaftlichen Lager heute weitgehend darüber, dass informationstheoretische Gedächtnismodelle von ›storage and retrieval‹ sowie Gedächtnismodelle auf der Grundlage von Engramm- oder Repräsentationsvorstellungen so viele Probleme aufwerfen, dass ihre Plausibilität in Frage steht.« (Schmidt 1991: 11)

Schmidt wendet sich gegen Gedächtnistheorien, die unter dem Stichwort »Speichermodelle« zusammengefasst werden und bei denen die sogenannten »Gedächtnisinhalte« als gleichförmige Einheiten aufgefasst werden, die sich lediglich in ihrem Umfang unterscheiden. Die Dimensionen des Bedeutungs- oder Handlungszusammenhangs, der Einfluss situativer Komponenten sowie die Verknüpfung mit anderen Gedächtnisinhalten bleiben dabei außer Betracht. Das Speichermodell des Gedächtnisses vermittelt damit den Eindruck, dass hier »Gegenstände«, eben die genannten »Gedächtnisinhalte«, wie Waren in einem Lagerhaus untergebracht und verwaltet werden. Die Speicherung soll nach einem Ordnungs- bzw. Klassifikationssystem vorgenommen werden, d.h. Gedächtnisinhalte werden hinsichtlich bestimmter Kriterien unterschieden und bekommen so etwas wie eine »Adresse« zugewiesen; untereinander stehen sie allerdings in keinerlei Beziehung. In diesem Sinne gilt die Kritik Schmidts auch für manche der erwähnten Repräsentationsmodelle, sofern sie Repräsentationen als objektive »Abbilder« der Wirklichkeit verstehen, die beim Erinnern lediglich reproduziert werden müssen.

Repräsentationen werden auch in vielen aktuellen informationstheoretischen Ansätzen als elementare »Bausteine« der Erinnerung verstanden, die gleichzeitig in komplexeren Strukturen und Wissensseinheiten wie Skripts oder Schemata eingebunden sein können (ich werde darauf noch zurückkommen). Die »Bearbeitung« von Erinnerungseinheiten erfordert dann allerdings eine produktive oder kreative (Denk-)Leistung. Damit wird jedoch weit über die Konzeption der traditionellen Speichermodelle hinausgegangen, denn diese werden ja gerade aus dem Grund kritisiert, dass sie eine viel zu statische und mechanistische Konzeption aufweisen, was – metaphorisch ausgedrückt – auf eine »Anonymisierung« der Gedächtnisinhalte untereinander hinausläuft. Nach Ansicht von Hejl (1991) werden dem Gedächtnis bei solchen Modellvorstellung vor allem zwei Aufgaben zugeschrieben: »1. die gespeicherten Gegenstände sind gegen Einflüsse aus der Umwelt zu sichern; 2. es muss eine auf die eintreffenden Gegenstände abgestimmte Ordnung im Speicher geben, die Ablage und Wiederauffinden (›information storage and retrieval‹) der gespeicherten Güter garantiert.« (Hejl 1991: 298)

Offensichtlich wird in einem solchen Modell davon ausgegangen, dass »die« Wirklichkeit in Gedächtnisinhalten in objektiver Weise abge-

bildet (oder vielleicht besser »festgehalten« oder gar »eingesperrt«?) werden kann. Liegen keine »Wahrnehmungsverzerrungen« vor und werden die Gedächtnisinhalte effektiv gegen Fremdeinflüsse abgeschirmt, was andernfalls zu fehlerhaften Erinnerungen und einer falschen Darstellung »der« Wirklichkeit führen würde,¹ dann wären »Erfahrungen, Wissen oder Wahrnehmung als objektiv fass- und behandelbare – und eben auch speicherbare Einheiten« (Hejl 1991: 328) im Gedächtnis versammelt.

Ein wichtiger Kritikpunkt an dieser Konzeption ist erkenntnistheoretischer Art und richtet sich gegen eine objektivistische Auffassung von (sozialer) Wirklichkeit. Diese ist, wie aus konstruktivistischer Perspektive geltend gemacht wurde, nicht etwa unmittelbar erfahrbare oder gegeben, sondern basiert auf individuellen oder kollektiven Denk-Handlungen bzw. Konstruktionsprozessen. Eine echte Herausforderung für die meisten Gedächtnismodelle liegt in einem weiteren Aspekt, der im Rahmen der vorliegenden Arbeit von zentraler Bedeutung ist. Denn die Präsentation lebendiger Erinnerungen setzt ja nicht nur historisch-autobiographisches Wissen voraus, sondern auch ein »prozedurales« bzw. »implizites« Wissen darüber, wie die vergegenwärtigten autobiographischen Wissensbestände in eine stimmige und wirkungsvolle Erzählung zu übertragen sind. Die Erinnerung und Präsentation der eigenen Vergangenheit verlangt mehr, als die Verfügbarkeit von Faktenwissen. In Anlehnung an eine Unterscheidung von Ryle (1969) könnte man sagen, dass es nicht nur um deklaratives Faktenwissen (»knowing that«) geht, sondern auch um ein komplexes und manchmal äußerst subtiles Handlungswissen (»knowing how«), das sich über weite Strecken nur durch systematische Analysen explizit machen lässt. Erst durch den Prozess der Gestaltung und Präsentation werden autobiographische Erinnerungen zu den in Kapitel 1 beschriebenen individuellen Produkten sinn- und bedeutungstiftenden Handelns. Die folgende (aufgrund der unüberschaubaren Fülle von Beiträgen zwangsläufig recht selektive) Zusammenstellung einzelner Positionen und Ansätze soll dementsprechend auch einen Eindruck davon vermitteln, inwieweit (1) der wirklichkeitskonstituierende Aspekt von Erinnerung berücksichtigt wird (vgl. hierzu auch Gerrig 1993) und inwieweit (2) Erinnerung als kulturspezifisches, sinn- und bedeutungstiftendes Handeln konzeptualisiert wird.

1 Bereits der von der false memory-Forschung (vgl. Loftus/Ketcham 1995, Pezdek/Banks 1996) zu Recht vorgetragene Einwand, dass Gedächtnisinhalte während ihres Aufenthaltes im »Speicher« oder beim Abruf aus diesem nachweislich eine Verzerrung oder Verfälschung erfahren können, zeigt die Anfälligkeit des storage-and-retrieval-Modells. Auch Suggestivfragen haben einen Einfluss auf die Gedächtnisinhalte, wie bei Studien zu Zeugenaussagen deutlich wurde.

*Schemata und (re-)konstruktive Prozesse:
Die Gedächtniskonzeption von Frederic C. Bartlett*

Als echte Alternative zu den storage-and-retrieval-Ansätzen sowie der klassischen reproduktiven Gedächtnistheorie von Ebbinghaus ist der Ansatz von Bartlett zu sehen. Sein 1932 veröffentlichter Band »Remembering. A Study in Experimental and Social Psychology« konnte zwar die Vormachtstellung des Behaviorismus und der diesem Forschungsparadigma verpflichteten Gedächtnistheorien nicht erschüttern und erfuhr deshalb lange Zeit wenig Aufmerksamkeit, wurde aber im Zuge der Entstehung einer kognitiven Psychologie wieder entdeckt und avancierte sozusagen posthum zu einem echten »Klassiker« der Gedächtnisforschung (vgl. hierzu etwa die Beiträge in dem Sammelband von Saito 1999). So charakterisiert Straub die Wirkungen von Bartletts Beitrag auf die neuere Gedächtnispsychologie folgendermaßen:

»Bartletts Überlegungen und Forschungen trugen maßgeblich dazu bei, dass Gedächtnis- und Erinnerungsvorgänge mittlerweile sehr häufig als dynamische Aktivitäten in lebensweltlichen Kontexten betrachtet werden, als Aktivitäten, die für Subjekte Sinn und Bedeutung schaffen und bei alledem eine *Struktur* besitzen, weil sie im wesentlichen einem *Schema* folgen. Schemata waren für Bartlett *organisierte Wissenseinheiten*, die uns die Identifizierung (auch komplexer) Sachverhalte ermöglichen und dadurch Orientierung stiften. Schemata ordnen und strukturieren jeweils bestimmte Wirklichkeitsbereiche, ohne dass wir uns dessen normalerweise bewusst sind.« (Straub 1997: 257)

Gerade für den Bereich der autobiographischen Erzählforschung besitzt Bartlett erhebliche Relevanz, da er seinen Probanden u.a. *fremdartige Erzählungen* (z.B. aus anderen Kulturkreisen, wie dem der Indianer Nordamerikas) erinnern ließ und dabei einige charakteristische Merkmale der Memorierung komplexer Zusammenhänge herausarbeiten konnte.²

-
- 2 Vgl. Bartlett 1995: 63-94. Bartlett prüft in dieser Veröffentlichung aber auch den Unterschied zwischen der Memorierung verschiedener Arten von Symbolen, denen jeweils ein bestimmter Begriff zugewiesen worden war. Dabei wurde eine Abstufung vorgenommen von Zeichen, die bezüglich der zugewiesenen Bedeutung »direkt repräsentativ« waren (der Begriff »Auge« wurde beispielsweise durch ein schematisiertes Auge repräsentiert) bis hin zu (mehr oder minder) willkürlichen Verbindungen zwischen Zeichen und Begriff (so wurde »krank« etwa repräsentiert durch zwei nebeneinander gestellte Rauten: $\diamond\diamond$). Bartlett untersuchte in diesem Zusammenhang aber nicht nur die korrekte Zuordnung zwischen Zeichen und Begriff, sondern auch charakteristische Verwechslungen aufgrund von Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Zeichen sowie »Weglassungen« bei zu komplexen Zeichen. Hier stehen also aus heutiger Sicht eher »klassisch«

Anders als die damals vorherrschenden Ansätze der Gedächtnisforschung, die sich dem Ideal einer »fehlerfreien Reproduktion« verschrieben hatten und als Material mit den berühmten sinnfreien Silben, Wortassoziationen, einfachen Symbolen, Tintenklecksen usw. operierten, orientierte sich Bartlett in seinen Studien schon sehr früh an den Leistungen unseres Gedächtnisses, die zu einer sinn- und bedeutungshaltigen Strukturierung der sozialen Wirklichkeit führen.

Der besondere Beitrag Bartletts zur Gedächtnispsychologie liegt vor allem in der Einsicht, dass es so etwas wie ein »Gesamtkonzept« bei der Erinnerung komplexer Zusammenhänge geben muss. Indem er seine Probanden in einer berühmt gewordenen Variation seiner Experimente eine kurze Erzählung (»The war of the ghosts«) nach zweimaligem Durchlesen mehrfach und in länger werdenden Zeitabständen reproduzieren ließ (»the method of repeated production«), konnte er eine ganze Reihe von typischen Merkmalen und Veränderungen feststellen, die das Memorieren von Ereignis- und Handlungszusammenhängen auszeichnet. Eine Auswahl der Aspekte, die eine gewisse Relevanz für die Beschäftigung mit autobiographischen Erzählungen aufweisen, sei kurz wiedergegeben:

- Die grundlegende Handlungs- und Bedeutungsstruktur der reproduzierten Erzählungen erwies sich als bemerkenswert konstant. In diesem Zusammenhang taucht bei Bartlett der Begriff »Schema« auf, mit dem wir uns noch beschäftigen werden. Da einige Versuchspersonen mit der in manchen Aspekten fremdartigen Originalerzählung Verständnisschwierigkeiten hatten, traten allerdings auch deutliche Differenzen in dieser Struktur zwischen der Originalerzählung und den Reproduktionen auf.
- Es besteht eine Tendenz zu »Rationalisierungen«: Schwer verständliche Details und Zusammenhänge wurden entweder weggelassen oder so in die Gesamtkonzeption eingepasst, dass sie stimmig erschienen. Generell gewannen die Nacherzählungen dadurch an Stringenz und Kohärenz.
- Die Nacherzählungen wurden immer kürzer, Details wurden weggelassen, komplexe Zusammenhänge vereinfacht und manche Aspekte erfuhren eine Stereotypisierung. Die Geschichte war dadurch zwar simpler geworden, aber auch leichter zu handhaben.
- Hinsichtlich solcher Aspekte wie Stil, Rhythmus und Stimmung der Darstellung ist festzustellen, dass es zu einigen Differenzen zwischen

anmutende Untersuchungsbereiche der Gedächtnispsychologie noch einträchtig neben komplexen narrativen Memorierungsaufgaben, die danach für lange Zeit aus dem Fokus der Gedächtnisforschung verschwanden.

einzelnen Probanden und auch gegenüber der Originalerzählung kam. Dies hatte einerseits etwas zu tun mit der Tendenz zu Stereotypisierung und Vereinfachung, andererseits wurden aber auch gelegentlich Zwischenfälle und Episoden stärker elaboriert und dramatisiert als im Original.

Ein wesentliches Merkmal bei der Erinnerung von Ereignissen scheint damit weniger der Aspekt der detailgetreuen Wiedergabe zu sein, als der Entwurf einer Gesamtkonzeption: »In fact, if we consider evidence rather than presupposition, remembering appears to be far more decisively an affair of construction rather than one of mere reproduction.« (Bartlett 1995: 205) Im Zuge des aktiven Konstruktionsprozesses wird das erinnerte Geschehen dann auch in die individuell vorhandenen sinn- und bedeutungshaften Strukturen eingebettet. Auf dieser, sich im Verlauf der Konstruktion immer konkreter entfaltenden Bedeutungsstruktur aufbauend, werden dann mehr oder minder »gezielt« Details, Informationen und Wissensbestände, Episoden etc. memoriert und in den Fortgang der Erzählung integriert. Dabei greifen wir nicht selten auf spontan verfügbare und bewährte Strukturen zurück. Dieses Phänomen, das sich unter dem von Bartlett gewählten Begriff der *Schematisierung* einen Stammplatz in der Gedächtnispsychologie erobern konnte, wird von ihm folgendermaßen charakterisiert:

»»Schema« refers to an active organisation of past reactions, or of past experiences which must always be supposed to be operating in any well-adapted organic response. That is, whenever there is any order of regularity of behaviour, a particular response is possible only because it is related to other similar responses which have been serially organised, yet which operate, not simply as individual members coming one after another, but as a unitary mass.« (Bartlett 1995: 201)³

Schemata »bündeln« oder »vereinheitlichen«, damit auch unser Handeln bzw. unseren Umgang mit verschiedenen Situationen, da in ihnen frühere Eindrücke und Erfahrungen zu einer neuen Gesamtheit verdichtet wer-

3 Bartlett hatte bei der Wahl des bereits in der damaligen Psychologie weit verbreiteten Begriffs »Schema« durchaus einige Vorbehalte. Er erschien ihm gleichzeitig zu bestimmt und zu oberflächlich, um die z.T. sehr vagen, andererseits aber auch sehr vielfältigen Aspekte, die die Forschungen ans Licht gebracht hatten, in sich zu vereinen. Alternative Formulierungen wie »active, developing patterns« oder »organised setting« besitzen demgegenüber aus der Sicht Bartletts allerdings auch keine grundlegenden Vorteile.

den.⁴ Die in die Schemata eingegangenen Erfahrungen leiten nunmehr unsere Auseinandersetzung mit neuen Eindrücken, Erlebnissen und Situationen. Damit schaffen sie letztlich auch ein Stück weit Ordnung und Orientierung, sie steigern die Vorhersehbarkeit und Berechenbarkeit unserer Reaktionen und Handlungen. Schemata sind aber keineswegs völlig starr und unveränderbar. Jede Anwendung eines Schemas in einem neuen Kontext kann zur Folge haben, dass die neuen Erfahrungen sich in dem bereits vorhandenen Schema »anreichern« und so das Schema verändern. Einzelne Schemata können auch untereinander in Beziehung stehen und sich wechselseitig beeinflussen. Damit implizieren die Untersuchungen Bartletts auch, dass selbst der Prozess der Erinnerung »vorstrukturierten« Materials relativ flexibel verläuft und dabei sehr persönliche Züge trägt, da er letztlich mit individuellen Erfahrungen und Eindrücken in Bezug gesetzt wird.⁵ Man kann also argumentieren, dass bereits das Gedächtnis perspektivisch angelegt und an einen individuellen Erfahrungskontext gebunden ist. Dieser Befund hat zur Folge, dass die Rekonstruktion und Präsentation autobiographischer Erinnerungen nicht mehr als »Sonderfall« in der Gedächtnispsychologie angesehen werden kann, sondern als Forschungsfeld, das die Vielfalt und Komplexität der Operationen unseres Gedächtnisses stärker berücksichtigt.

Auch wenn die Bildung und Anwendung von Schemata weitgehend unbewusst verläuft, sind diese durchaus auch bewusstseinsfähig, beispielsweise wenn sie geändert oder grundlegend erweitert werden. In solchen Fällen sind dann auch höhere kognitive Prozesse wie Vergleichen, Urteilen, Denken oder Problemlösen mit im Spiel, das Individuum vollzieht dabei mit anderen Worten einen Lernprozess. Die folgende Passage verdeutlicht die Rolle aktiver bewusster Kognitionsprozesse bei der Anwendung alltagspraktischer Schemata:

»Remembering is not the re-excitation of innumerable fixed, lifeless and fragmentary traces. It is an imaginative reconstruction, or construction, built out of the relation of our attitude towards a whole active mass of organised past reactions or experience, and to a little outstanding detail which com-

4 Bartlett spricht in diesem Zusammenhang sogar davon, dass Schemata unser Handeln »determinieren«, was jedoch eine zu starke Formulierung darstellt, wenn man bedenkt, dass Schemata generell einer Überprüfung unterzogen und verändert werden können.

5 Verglichen mit anderen Ansätzen in der Gedächtnisforschung könnte man Bartlett mit einiger Berechtigung als den Wissenschaftler charakterisieren, der den Aspekt der »Lebendigkeit« von Erinnerungen am stärksten hervorhebt. Immer wieder weist er auf die alltagsweltliche Bedeutung und Funktion von Erinnerungen hin sowie ihre Verbundenheit mit persönlichen Erfahrungen und distanziert sich damit auch von den statischen und unpersönlichen Gedächtnismodellen anderer Kollegen.

monly appears in image or in language form. It is thus hardly ever really exact, even in the most rudimentary cases of rote capitulation, and it is not at all important that it should be so. The attitude is literally an effect of the organism's capacity to turn round upon its own ›schemata‹, and is directly a function of consciousness.« (Bartlett 1995: 213)

Bartletts Ansatz besitzt damit eine hohe Sensibilität sowohl für die wirklichkeitskonstituierende Funktion als auch für das implizite Handlungswissen, das für die Gestaltung der Erinnerung in Form von Erzählungen erforderlich ist. Kritisiert wird an Bartlett allerdings die mangelnde Schärfe und Eindeutigkeit seines Schemabegriffs (vgl. Herrmann 1982). Weiterentwicklungen des Schemaansatzes setzten dementsprechend auf eine stärkere Operationalisierung des Schemabegriffs, nicht zuletzt um die experimentelle Überprüfbarkeit zu steigern.

Propositionen, Schemata, Skripts: der informationstheoretische Ansatz

Viele Beiträge aus dem Bereich des informationstheoretischen Paradigmas knüpfen an die Forschungen Bartletts zum Schemabegriff sowie zur aktiven Verarbeitung von Gedächtnisinhalten an. Auf einen kleinen Ausschnitt dieses in der Gedächtnisforschung sehr verbreiteten Ansatzes soll im Folgenden kurz eingegangen werden,⁶ da hier Gedanken zu einer Gedächtniskonzeption entstanden sind, die für die Beschäftigung mit den in dieser Arbeit interessierenden autobiographischen Erinnerungen neue Impulse liefern. Die folgenden Ausführungen beschränken sich dabei auf einzelne Aspekte der bedeutungsmäßigen Repräsentation sprachgebundenen Materials im Gedächtnis.

Verglichen mit Bartletts Ansatz unterscheiden repräsentationale Modelle des Gedächtnisses mehrere Ebenen, die bei Informationen unterschiedlichen Umfangs und unterschiedlicher Komplexität zum Einsatz kommen. Diese Ebenen sind untereinander hierarchisch gegliedert und/oder in Form von Netzwerken miteinander verknüpft. Die einfachste und unterste Ebene bilden die sogenannten propositionalen Repräsentationen, die etwa die Bedeutung von elementaren Aussagen oder einzelnen Sätzen zum Gegenstand haben. Komplexere Bedeutungen werden dann in Schemata, Skripts oder mentalen Modellen arrangiert.

Beginnen wir auf der untersten Ebene, der Zerlegung von Bedeutung in Propositionen. Anderson beschreibt diesen Aspekt folgendermaßen:

6 Einen Überblick über Forschungen zum informationstheoretischen Ansatz in der kognitiven Psychologie liefern beispielsweise Anderson (1988), Dörner (1987), Dörner/van der Meer (1995), Schermer (1991), Zielke (2004) sowie einführend Straub (1997) oder Bredenkamp (1998).

»Durch Zerlegen in Propositionen wird lediglich die Bedeutung eines Ereignisses repräsentiert, während unwichtige Einzelheiten – also Einzelheiten, an die sich Menschen normalerweise nicht erinnern – nicht repräsentiert werden. Der Begriff der Proposition ist der Logik und Linguistik entnommen. Er bezeichnet die kleinste Bedeutungseinheit, die als selbständige Behauptung stehen kann, also die kleinste Einheit, die sinnvoll als wahr oder falsch beurteilt werden kann.« (Anderson 1988: 112)

So lässt sich beispielsweise der Satz »Nixon schenkte Breschnew einen Cadillac« in eine Liste überführen, die zuerst eine Relation und dann die dazugehörigen Argumente wiedergibt: [*Schenken*, Nixon, Cadillac, Breschnew, *Imperfekt*] (vgl. Anderson 1988: 113). Eine weitere Möglichkeit, die Bedeutung einzelner Sätze mental zu repräsentieren, geschieht mit Hilfe sogenannter propositionaler Netzwerke. Dabei ist die Anordnung der Relationen und Argumente beliebig, da sie gemeinsam eine Proposition bilden, müssen sie jedoch alle eine Verknüpfung miteinander aufweisen. Diese Verknüpfungen lassen sich nun weiter konkretisieren. Auf unser Beispiel bezogen haben wir als Argumente die beiden Personen »Nixon« (als *Handelnder*) und »Breschnew« (als *Empfänger*) sowie den »Cadillac«, der das *Objekt* darstellt. Diese sind verbunden durch die *Relation* »Schenken« und dem Begriff »Imperfekt«, der die *temporale Bestimmung* des Satzes leistet. Solche einzelnen propositionalen Netze lassen sich natürlich auch miteinander kombinieren und zu einem übergeordneten und komplexeren Netzwerk verbinden. Jedes Argument und jede Relation läßt sich mit weiteren Propositionen so verknüpfen, dass ein komplexes Netz aus semantischen Verbindungen entsteht. So könnte ich an das Argument »Breschnew« die Proposition hängen: »Staatschef der UDSSR«. »Breschnew« wäre damit das gemeinsame Element zweier Propositionen. Dabei können auch Hierarchien abgebildet werden, wie sie etwa zwischen Haupt- und Nebensätzen bestehen.

Hierarchien spielen noch in einer weiteren Hinsicht eine Rolle, wenn es nämlich darum geht, einzelne Objekte genauer zu kategorisieren. Hier lassen sich horizontale Differenzierungen sowie vertikale Differenzierungen unterscheiden. Je weiter man sich von der Spitze weg nach unten bewegt, desto größer werden die Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen. Der oben genannte Cadillac wäre dementsprechend zunächst ein »Fortbewegungsmittel«, auf der nächsten Ebene könnte man die Unterscheidung setzen, ob das Objekt mit Muskelkraft betrieben wird oder nicht, woraufhin die nächste Ebene Kategorien wie »Flugzeuge«, »Schiffe«, »Automobile« bereitstellen würde etc. Irgendwo in der Hierarchie würde sich dann vielleicht die Kategorie »Luxuslimousine« finden lassen, mit der unser Cadillac bereits ein hohes Maß an Übereinstimmung

aufweist. Diese Begriffe auf den einzelnen Ebenen sind wiederum selbst Teile eines propositionalen Netzwerkes, so dass »Automobil« beispielsweise mit Aussagen verknüpft wird wie »Automobile fahren auf Rädern«, »Automobile verbrauchen Treibstoff« usw.

Was lässt sich aus diesen Theorien nun für die autobiographische Erzählforschung gewinnen? Zunächst könnte mit Hilfe dieser Theorien erklärt werden, wie beim Erzähler, aber auch beim Zuhörer bestimmte Assoziationen im Verlauf der Erzählung »aktiviert« werden. Zum einen werden hier Verbindungen zwischen verschiedenen Dingen (Szenen, Ereignissen, Wissensbeständen, Eindrücken, Erfahrungen usw.) spontan geknüpft, aber auch die Produktivität und Kreativität des Erinnerungshandelns wird in solchen Momenten greifbar. Damit ließe sich auch das Phänomen erklären, dass uns gerade durch das Erzählen Situationen, Ereignisse oder Namen wieder präsent werden, die uns in anderen Kontexten nicht verfügbar waren. Bereits auf der Ebene von Propositionen finden auch (eher unbewusst) erste Überprüfungen des Wahrheitsgehaltes einer Aussage durch den Zuhörer statt. Eine Proposition, für die noch keine Verknüpfung eingerichtet ist, kann damit entweder als neue Information eingestuft und dem propositionalen Netzwerk hinzugefügt oder als falsche Aussage zurückgewiesen werden. In diesem Sinne stellen gut elaborierte propositionale Netzwerke auch eine Fülle von Assoziationsmöglichkeiten zur Verfügung, die es dem Zuhörer erlauben, relativ flexibel bestimmte Relationen zu übernehmen und so dem Verlauf der Erzählung zu folgen. Andererseits kann jede Erzählung das propositionale Netzwerk des Zuhörers potenziell erweitern.

Diesen Vorzügen propositionaler Modelle stehen aber auch gravierende Nachteile gegenüber. Zwar wird – verglichen mit dem storage-and-retrieval-Ansatz – die Relation zwischen den einzelnen Propositionen berücksichtigt, aber die Reduktion von Wissen auf Propositionen bzw. deklarative Aussagen »plus« Relation (gegebenenfalls »plus« Hierarchie) wird vielen Zusammenhängen nicht gerecht (vgl. Werbik 1985). Wie lässt sich beispielsweise das Spezifische einer erinnerten lebensgeschichtlichen Episode erkennen und beschreiben, dieser Aspekt, der eine bestimmte Erfahrung als individuell und einzigartig auszeichnet? Wo finden sich die Emotionen eines Erzählers, die im Text spürbar sind, aber nicht explizit formuliert werden? Auch in diesem Modell bleibt Wissen etwas Statisches, Formal-Abstraktes, ohne einen konkreten Bezug zur soziokulturellen Praxis der Vergegenwärtigung von Vergangenheit. Die klare und eindeutige Strukturierung und Hierarchisierung der Präpositionen reduziert autobiographisch-historische Bedeutungszusammenhänge auf etwas unpersönliche und mechanistische »Wortschiebereien«. Die individuelle Gestaltung lebensgeschichtlicher Erinnerungen wäre gleich-

zusetzen mit abstrakten kombinatorischen Verknüpfungen von »Sachzusammenhängen« im verfügbaren Sprachraum des Erzählers. Subjektive Sinngebungsprozesse, wie etwa die Selbstdarstellung des Panzerfahrers Neuberger als »Kriegsheld« (vgl. Kap. 1), wären kaum beschreibbar, da sie gewissermaßen »hinter« der Ebene der »faktischen Darstellung« und des verwendeten deklarativen Wissens liegen. Die denotative Ebene der Sprache, um die es bei diesen Ansätzen im Wesentlichen geht, gibt ja vielfach nur den »Rahmen« ab für die (Re-)Konstruktion komplexer Sinn- und Bedeutungsstrukturen, die sich aber erst durch eine extensive (und interpretative!) Analyse der konnotativen Sprachebene erschließen lassen. Zwar gibt es auch Versuche, das propositionale Modell um andere Wissensformen zu erweitern, doch bleiben diese Bemühungen »im Vergleich zu der ausführlich und detailliert beschriebenen Modellierung der propositionalen Wissensrepräsentation in der Regel unausgeführt bis vage« (Zielke 2004: 28).

Für die Situation autobiographischen Erzählens sind daher vor allem Weiterentwicklungen des Schemaansatzes von Interesse (vgl. Bobrow/Collins 1975, Schank/Abelson 1977, Lindsay/Norman 1981, Anderson 1988). Aus Sicht des informationstheoretischen Ansatzes wäre hier zu ergänzen, dass auch Schemata zu einem gewissen Teil aus Propositionen aufgebaut sind, sich darin aber nicht erschöpfen müssen. Zu unterscheiden wäre hier zwischen Gegenstandsschemata, die eher der Wissensrepräsentation dienen und Ereignisschemata oder Skripts, die ein generalisiertes und umfassendes handlungspraktisches Wissen für bestimmte Situationen in stereotypisierter Form bereithalten.

Gegenstandsschemata dienen aber nicht nur der Wissensrepräsentation, sie sind auch hilfreich bei der Beschreibung der Unterschiede bzw. Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Gegenständen, die zu einem gemeinsamen Schema gehören. Bekannt geworden sind in diesem Zusammenhang die Untersuchungen von Rosch (1973, 1975, 1977), die auf eine Einschätzung der Typizität oder der charakteristischen Merkmale eines Gegenstandes hinauslaufen.⁷ So werden wir etwa ein Iglu in An-

7 Was für exotische Blüten die experimentelle psychologische Forschung in diesem Zusammenhang aber auch treiben kann, sei an einem Beispiel kurz skizziert. In einer Studie von McCloskey und Glucksberg zur Prototypentheorie (vgl. die Darstellung in Anderson 1988: 123f., der auch die folgenden Zitate entnommen sind) sollte die schematische Struktur von Kategorien getestet werden. Den Versuchspersonen wurden Begriffe vorgelegt, die sie danach beurteilen sollten, ob sie als Mitglied einer bestimmten übergeordneten Kategorie einzustufen sind. Wenn – so lautete die Hypothese – der Anwendung von Kategorien eine schematische Struktur zu Grunde liegt, dann müsste sich bei weniger typischen Vertretern einer Kategorie eine gewisse Unsicherheit oder Uneindeutigkeit in der

lehnung an unser verfügbares Schema als ein »Haus« beschreiben, das aus Schnee gebaut ist und in etwa die Form einer Halbkugel aufweist. Damit werden bestimmte Erwartungen, die an das Schema »Haus« gebunden sind, nicht erfüllt und durch abweichende Informationen und Vorstellungen ersetzt. Solche Differenzen regen häufig auch zu Schlussfolgerungen an, wie etwa die sich einem Mitteleuropäer fast unweigerlich aufdrängende Feststellung, dass eine Übernachtung in einem Iglu sicherlich eine sehr kalte und ungemütliche Erfahrung wäre.

Aus diesen Untersuchungen lässt sich eine gewisse Ambivalenz solcher Schemata (und das gilt in gleicher Weise für die noch zu besprechenden Ereignisschemata) für den Vorgang des Erzählens ableiten. Während Schemata einerseits eine *Stütze* bei der Rekonstruktion erlebter Vergangenheit darstellen, erweisen sie sich manchmal auch geradezu als *Hindernis* für ein adäquates Verständnis, wenn Gegenstände und Ereignisse dem gewohnten Schema in entscheidenden Punkten zuwiderlaufen (vgl. hierzu auch Mandler 1979, 1984). Hier ist mitunter einiges an Kreativität erforderlich, um die Abweichungen vom Schema zu verbalisieren und zu konkretisieren, damit der Zuhörer keine falschen Vorstellungen entwickelt.⁸ Generell muss der Erzähler im Hinblick auf die erwartbare

Zuordnung bemerkbar machen. Die Art und Weise der Umsetzung dieser durchaus berechtigten Hypothese weist jedoch einige Überraschungen auf, wenn man sich die zur Wahl gestellten Kategorien und untergeordneten Begriffe einmal näher betrachtet. Gewisse Irritationen beschleichen einen bereits bei dem Ergebnis, »dass Krebs (cancer) im Gegensatz zu Glück (happiness) eine Krankheit sei«. Vom Ergebnis her wenig überraschend, von der zu Grunde liegenden Fragestellung jedoch reichlich verfehlt, wenn nicht gar unsinnig, mutet einen auch die experimentell überprüfte Feststellung an, dass der Begriff »Fliege im Gegensatz zu Hund ein Insekt sei« und dass »alle 30 Versuchspersonen (...) Apfel im Gegensatz zu Huhn als Frucht« betrachteten. Es wäre interessant, hier einen Vergleich mit Intelligenz- Wortschatz- oder Sprachentwicklungstests vorzunehmen, um herauszufinden, welche Entwicklungsstufe McCloskey und Glucksberg ihren Probanden mit solchen Fragestellungen zugestehen. Im vorliegenden Zusammenhang erinnern die Fragen eher an einen Bilderwitz aus der Serie über den Wikinger Hägar, der als wilder, kühner aber nicht gerade kultiviert zu nennender Vertreter seines Stammes eine Diät verordnet bekommt und nur noch Obst und Gemüse essen darf. Als er von seiner Frau in der Küche beim Verzehr einer Lammkeule überrascht wird und vorgehalten bekommt, Lammkeule sei kein Obst, entgegnet er, er könne sich einfach nicht merken, ob Lammkeule Obst oder Gemüse sei.

- 8 Vgl. hierzu etwa das Interviewbeispiel in Kap. 5.3, bei dem es um Handeln in Zeiten der Not geht. Die thematisierte Not liegt begründet in einem Zustand der (kollektiven) Arbeitslosigkeit, wobei der Erzähler sich sehr darum bemüht, dass sein Zuhörer nicht auf die heute gängigen Schemata zum Thema Arbeitslosigkeit zurückgreift, die eben einem anderen politischen Kontext entspringen. Die damalige Not wird sogar als »unvorstellbar« präsentiert, d.h. ihr werden die thematisch relevanten Schemata aus der Gegenwart nicht mehr gerecht.

Schematisierungsleistung des Zuhörers zwischen zwei grundverschiedenen »Strategien« wählen. Er kann an einem Ereignis die standardisierten oder konventionellen Aspekte betonen und so der »instinktiven« Schematisierung Vorschub leisten. Er kann aber auch versuchen, das vorhandene Schema gezielt zu durchbrechen, um den Zuhörer auf Differenzen, Abweichungen und Fremdartiges aufmerksam zu machen.

Ganz allgemein kann man sagen, dass Schemata sehr flexibel sind und eine Vielzahl relevanter Zusammenhänge in sich aufnehmen können. Damit helfen sie uns gerade dann, wenn es gilt, einen hohen Grad an Komplexität bei der Repräsentation der gegenständlichen, sozialen oder vergangenen Wirklichkeit zu bewältigen. So enthalten Ereignisschemata Zusammenhänge über Personen, Ereignisse und deren Folgen, und sind dabei prinzipiell durch neue Erfahrungen veränderbar (Aspekt der Dynamisierung):

»Schemata sind unter Umständen höchst komplexe Wissensstrukturen. Sie können sich auf Sachverhalte aller Art, auf Orte und Situationen, Personen und Dinge, Ereignis- und Handlungsabläufe beziehen. Wir haben ein Schema eines Fahrrades und Wohnzimmers, eines Professors, einer Vorlesung und einer leidenschaftlichen Liebesgeschichte ›im Kopf‹.« (Straub 1997: 272)

Diese komplexen Schemata können auch propositionales Wissen über die Funktion bestimmter Dinge, Handlungen und Ereignisse enthalten. Unterschieden werden hier Schemata, die primär temporale Aspekte repräsentieren (»Skripts«) sowie solche, die Bilder oder räumliche Gegebenheiten zum Gegenstand haben (vgl. Paivio 1986, Anderson 1988: 128). Letztere bezeichnet man als mentale Landkarten oder »cognitive maps«. Sie sind häufig auch im erzählerischen Kontext von Bedeutung, etwa wenn es um die explizite Darstellung der räumlich-situativen Aspekte bestimmter Handlungen und Ereignisse geht. Aus ihnen entsteht die bereits erwähnte sinnliche Evidenz und szenische Präsenz. Als Beispiel kann erneut die besprochene Kriegsszene aus der Interviewpassage mit Herrn Neuberger dienen. In dieser Schilderung verdichtet sich die Skizzierung des Ortes und der situativen Gegebenheiten mit der Darstellung des Ereignisverlaufs zu einer Erzählsequenz, die sich durch ihre szenische Bildhaftigkeit auszeichnet (»Unten da war ein Tal«, »jetzt sind wir rausgefahren aus dem Wäldchen« etc.). Solche mentalen Landkarten, die über eine situative Beschreibung weit hinausgehen und in enger Verbindung mit Handlungs- und Ereigniszusammenhängen stehen, werden als mentale Modelle (»mental models«) bezeichnet. Sie repräsentieren vielfältige und komplexe Aspekte der Wirklichkeit in Gedächtnis und Denken (vgl. hierzu Johnson-Laird 1983, Gentner/Stevens 1983, Perner

1988, 1991) und eröffnen dem Zuhörer die Möglichkeit, sich imaginativ in die erzählte Szene zu versetzen. Solche mentalen Modelle unterscheiden sich selbstverständlich je nach den Erfordernissen des Kontextes hinsichtlich ihrer Präzision und des Grades ihrer Differenziertheit.

Schemata über *stereotype Abfolgen von Ereignissen* werden seit den Forschungsarbeiten von Schank und Abelson (1977) als »Skripts« bezeichnet. Das berühmt gewordene Restaurant-Skript etwa strukturiert in hierarchischer Weise den Ablauf eines Restaurantbesuchs und ist ein gelungenes Beispiel für eine wichtige Strukturierungshilfe, die in starkem Maße sowohl unsere handlungsleitenden Orientierungen prägt als auch unsere Erwartungen und Erinnerungen gliedert. Mit einer Formulierung Straubs beschreibt ein Skript »routinisierte, stereotypisierte Ereignis- und Handlungsabläufe in einem bestimmten Kontext und in zeitlicher Reihenfolge« (Straub 1997: 273; der temporale Aspekt von Skripts wurde bspw. auch von Mandler 1979 und 1984 hervorgehoben). Solche Skripts müssen wiederum flexibel zu handhaben sein, da bestimmte Abläufe vom regionalen, sozialen oder kulturellen Kontext abhängig sind. Der Besuch eines Gourmetlokals, in dem der Vorgang der Nahrungsaufnahme zelebriert wird, unterscheidet sich signifikant von einem Besuch in der Mensa. Ebenso würde die in der Mehrzahl deutscher Restaurants übliche Gewohnheit, sich selbst einen Tisch auszusuchen in den USA als Unhöflichkeit – und damit als Verletzung der Regeln des Skripts – aufgefasst werden. Hier wird deutlich, dass Skripts auch propositionales Wissen bereitstellen. (Dies stellt aber bereits eine Erweiterung des Ansatzes von Schank und Abelson dar, mit ihrer rigorosen These, dass *alle* Gedächtnisbestände zunächst die Form oder Struktur von Erzählungen aufweisen, aus denen erst später und durch Lernprozesse Propositionen und »Fakten« abgeleitet werden.)

Damit enthalten und organisieren Skripts nicht nur ein komplexes, sondern auch ein erfahrungsbasiertes soziokulturell geprägtes Handlungswissen. Sie stiften Sinn- und Bedeutungszusammenhänge, geben unserem alltäglichen Handeln Richtung, Überblick und Orientierung und entfalten auf diesem Weg auch eine wirklichkeitskonstituierende Funktion. Auch die narrative Präsentation autobiographischer Erfahrungen weist solche situations- und kulturspezifischen Muster auf, und zwar sowohl in struktureller als auch in inhaltlicher Hinsicht (vgl. Kapitel 3.2 und 3.3). Schema- sowie skripttheoretische Ansätze können damit etwas Licht auf die Frage werfen, wie wir vorgehen und woran wir uns orientieren, wenn wir unsere Lebensgeschichte erzählen. Gleichzeitig lässt sich nachvollziehen, dass auch der Zuhörer aufgrund seiner Teilhabe an den situationsspezifischen Skripts und Schemata den Fortgang der Erzählung mit gewissen Erwartungen begleitet. Neuere schematheoretische

Ansätze sind damit – bei aller Kritik an der Unschärfe dieser beiden Begriffe (vgl. etwa Wilensky 1982, Schermer 1991: 158) – prinzipiell gute Hilfsmittel zur Beschreibung und Erklärung sowohl der Prozesse bei der Vergegenwärtigung als auch bei der Gestaltung und Präsentation erlebter Vergangenheit. Umgekehrt müsste man sich natürlich auch fragen, ob nicht gerade solche Ereignisse eines Lebens, die sich hartnäckig einer gelungenen Schematisierung entziehen und sich eben nicht hinreichend »generalisieren« lassen (die einzigartigen, ungewöhnlichen, unvorstellbaren etc. Erfahrungen und Ereignisse), einen ganz besonderen Einfluss auf das haben, was wir gemeinhin als unsere Lebensgeschichte und unsere individuelle Vergangenheit bezeichnen.

Trägerische Erinnerungen?

Skripts und Schemata haben demnach eine nicht zu unterschätzende »Stützfunktion« im Rahmen unserer Erinnerungstätigkeit. Darüber hinaus lässt sich bei der Wiedergabe komplexer Zusammenhänge manchmal auch nachweisen, dass wir uns stärker an den kollektiv verbreiteten Schemata und Skripts orientieren, als am verfügbaren Material. Wie sich bereits in den Studien von Bartlett abzeichnete, neigen wir dazu, »Informationslücken« mit sinngemäß »passenden« Versatzstücken aufzufüllen. Auch die Studien von Bower, Black und Turner (1979) weisen in diese Richtung, wenn die Autoren feststellen, dass bei der Reproduktion von Geschichten »Verzerrungen« auftreten, weil Elemente aus verbreiteten oder aktuellen Skripts in der Nacherzählung auftauchen, die in der Geschichte jedoch gar nicht enthalten waren.⁹ Die Vielfalt solcher »Unzuverlässigkeiten« der Erinnerung ist erstaunlich, wie Schacter (1977) in seinem Sammelband »Memory Distortion« zeigt.

Auch vor dem Bereich der Zeitzeugenforschung macht diese Problematik natürlich nicht halt. So differenziert Markowitsch in einem Aufsatz über die Erinnerung von Zeitzeugen drei Ebenen defizitärer Erinne-

9 Man könnte etwas ironisch auch sagen, dass die wirklichkeitskonstituierende Funktion der Schemata mitunter mehr Einfluss auf die Darstellung hat, als die Ereignisse selbst. Bower, Black und Turner konnten solche »Verzerrungen« (die man etwas weniger pejorativ auch »sinnhafte Umstrukturierungen« nennen könnte) durch ein Experiment bestätigen, bei dem »den Versuchspersonen Geschichten vorgelesen [wurden], in denen zwölf prototypische Handlungen vorkamen. Dabei traten vier Handlungen entgegen dem natürlichen Zeitablauf zu einem falschen Zeitpunkt auf, während die übrigen acht Handlungen zum üblichen Zeitpunkt vorkamen. [...] Bei der Reproduktion solcher Geschichten zeigte sich die Tendenz, die Ereignisse wieder in ihre normale Reihenfolge zu bringen. Das war immerhin bei etwa der Hälfte der Aussagen der Fall. Auch dieses Experiment zeigt, dass sich allgemeine Schemata stark auf das Gedächtnis für Geschichten auswirken.« (Zit. nach: Anderson 1988: 127)

rungstätigkeit: »Wichtig ist es zu unterscheiden, ob Information nicht korrekt oder nicht ausreichend gut eingespeichert wurde (»Enkodierungsdefizit«), ob sie nicht adäquat abgelagert wurde (»Speicherdefizit«) oder ob der Zugang zur abgelagerten Information verloren ging oder zeit- oder teilweise unterbrochen ist (»Abrufdefizit«).« (Markowitsch 2000: 40) Nach Welzer lassen sich (in Anlehnung an Schacter) die vielfältigen

»Befunde in der Überlegung [dahingehend] zusammenfassen, dass die anscheinend unmittelbare Erinnerung an biographische Erlebnisse und Ereignisse als Produkte subtiler Interaktionen all jener Prozesse zu verstehen sind, die am Werke sind, wenn unser Gehirn Erinnerungsarbeit leistet: Interaktionen also zwischen den Erinnerungsspuren an Ereignisse, dem Wiedererwecken von Emotionen, von Konfabulationen, Kryptomnesien und nicht zuletzt den performativen Bedingungen erzählter Erinnerungen.« (Welzer 1998: 162)

Die Vergegenwärtigung und Vermittlung von Vergangenheit erweist sich aus dieser Perspektive als äußerst fragiles oder gar unzuverlässiges Unternehmen und scheint angesiedelt zu sein auf einem »Kontinuum zwischen offenen Lügen und organisch bedingter Unwissenheit« (Markowitsch 2000: 46; vgl. auch Spence 1998).

Hier macht sich fast so etwas wie eine Gegenbewegung zu der seit vielen Jahren ungebrochenen Faszination bemerkbar, die vom Mainstream der »Neurowissenschaften« ausgeht. Und wirklich hat die nachweisliche »Unzuverlässigkeit« der Erinnerungen ihre Spuren bis in die Modellvorstellungen von der Funktion des Gedächtnisses und die damit verbundenen Gedächtnismetaphern hinterlassen. Waren die früheren Metaphern vom Gedächtnis als fotografischer Platte, als Computer oder als Netzwerk noch mit dem Nimbus der Exaktheit und Zuverlässigkeit behaftet (vgl. Draaisma 1999), verlangen die vielfältigen Hinweise auf die »Defizienz« des Gedächtnisses nach einem anderen Bild. Aleida Assmann beschreibt diesen grundlegenden Wandel in der Theoriebildung folgendermaßen: »Seit den siebziger und achtziger Jahren haben die Neurowissenschaften unsere Vorstellung vom Gedächtnis als einem schützenden Behälter für Erinnerungen radikal in Frage gestellt und sie durch die Konzeption eines schöpferisch wandelbaren und damit aber auch grundsätzlich unzuverlässigen Netzwerkes ersetzt.« (Assmann 2001: 209)

So hoch der Preis für die Einbußen an Präzision bei der Erinnerungstätigkeit erscheinen mag, er geht gleichzeitig einher mit einem Perspektiven- und vielleicht sogar einem Paradigmenwechsel, der die schöpferischen und gestalterischen Potenziale der Vergegenwärtigung von Vergangenheit angemessener in den Blick bekommt. Der bisweilen ange-

stimmte Abgesang wegen der »Brüchigkeit«, Unzuverlässigkeit und Defizienz unseres Gedächtnisses führt damit letztlich zu einer radikalen Positionsverschiebung, was den Geltungsanspruch von Erinnerungen angeht. Denn sowohl der Versuch, »falsche« Erinnerungen als authentisch auszugeben, als auch die Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses verlangen nach Wegen und Möglichkeiten, das Erinnerungshandeln auf seine Wahrhaftigkeit und Stimmigkeit zu überprüfen. Dies lässt sich neben einer systematischen Überprüfung der Fakten z.T. auch schon dadurch abschätzen, dass man die Einhaltung der (zumeist impliziten) Konventionen und Regeln narrativer Praxis eingehend betrachtet. Durch die damit verbundenen Gestaltungsleistungen muss gewissermaßen der »Nachweis« erbracht werden, dass den erinnerten Ereignissen z.B. eine gewisse sequenzielle Ordnung, Temporalität und Psycho-Logik innewohnt. An manch einer Geschichte kommt uns etwas »faul« vor, eben weil diese Regeln nicht sauber und korrekt angewendet werden: Die Logik der Handlung kann dann Unstimmigkeiten aufweisen, die zu Grunde liegende Perspektive kann widersprüchlich sein, ein starkes Motiv für eine tendenziöse Darstellung kann erkennbar werden u. dgl. mehr. Auch ohne eine Überprüfung der Fakten kann demnach eine Erzählung als unzuverlässig oder unglaubwürdig eingestuft werden.¹⁰

Dass dieser textkritische Zugang alleine in manchen Fällen jedoch nicht ausreicht, zeigen Fälle wie die viel diskutierte Lebensgeschichte des Benjamin Wilkomirski: Trotz des hochgradigen Eindrucks von Authentizität, den dessen vermeintlich biographische Erinnerungen an den Holocaust hervorriefen (und dies sogar bei Personen, die den Holocaust miterlebt hatten!), erhärtete sich der Verdacht immer mehr, dass es sich weniger um eine autobiographisch-authentische Erzählung handelt, als um eine eher poetisch-fiktive Novelle, die sich der wirkmächtigen Bilder des Holocaust bedient (Wilkomirski 1998).¹¹ Der Eindruck von Authentizität in dieser »autobiographischen« Erzählung war in diesem Fall gerade damit in Verbindung gebracht worden, dass schreckliche und lebensbedrohliche Ereignisse in »ungeglätteter« Form, also mit Brüchen, Verzerrungen und Fragmentierungen durchsetzt, präsentiert wurden. Erst eine eingehende Überprüfung der Fakten und die Konfrontation mit anderen Überlebenden konnte den Verdacht erhärten, dass es sich bei der

10 Manchmal bestehen auch kaum Möglichkeiten, die Faktizität des Dargestellten zu überprüfen. Vgl. hierzu den Aufsatz von Spence (1998) über Menschen, die über eine Entführung durch Außerirdische berichten.

11 Vgl. auch die Kommentare zu dieser vermeintlichen autobiographischen Erzählung Wilkomirskis in den Beiträgen von Assmann sowie Koch in dem Sammelband von Welzer (2001).

Darstellung Wilkomirskis nicht um die Vergegenwärtigung erlebter Vergangenheit handelt.¹²

Anders als bei Zeugenaussagen im Rahmen von Gerichtsverfahren, in denen es in erster Linie um die wahrheitsgetreue Rekonstruktion eines Ereignisses oder Sachverhaltes geht, stellt sich bei den in autobiographischen Erzählungen präsentierten Erinnerungen vor allem die Frage, ob solchen Fällen nachweislicher »Verzerrung« nicht auch eine ganz bestimmte Funktion zukommt, die etwas mit dem Selbstbild bzw. Selbstverständnis, den erlittenen Traumata der erzählenden Person sowie der Kontingenz oder dem Widerfahrnischarakter der vergegenwärtigten Erfahrung zu tun hat. Unstimmigkeiten, Fragmentierungen, Ausblendungen u.dgl. sind keineswegs immer nur Symptome einer »schlampigen«, trügerischen oder defizitären Erinnerungstätigkeit, sie besitzen nicht selten einen (mitunter verborgenen) Sinn im Erzählhandeln oder in der Lebenswelt des Sprechers.¹³ Diesen individuellen Sinngebungsversuchen stehen die Schemata, Konventionen und Regeln der Gestaltung und Präsentation »wohlgeformter« Erzählungen als soziokulturell geprägte Sinnhorizonte gegenüber. Diese liefern Hinweise und Modelle für die Regelmäßigkeit (und manchmal auch die Rechtmäßigkeit) narrativen Handelns. So unzweifelhaft es Lügen sowie trügerische und verzerrte Erinnerungen gibt – man ist ihnen keineswegs hilflos ausgeliefert, wenn man sich das eigene implizite Handlungswissen über das Verfertigen von Geschichten bewusst macht.

Sozial- und kulturwissenschaftliche Gedächtnismodelle

Verglichen mit den informationstheoretischen Gedächtnismodellen weisen die aus interdisziplinärer bzw. sozial- oder kulturwissenschaftlicher Sicht formulierten Modelle einige Besonderheiten auf, die einer Konzeptualisierung und Analyse narrativen Handelns entgegenkommen. Als Beispiel wären etwa die bereits erwähnten Überlegungen zur »Metaphorik der Erinnerung« (Assmann 1991 oder Draaisma 1999) zu nennen

12 Vgl. auch die ausführliche Recherche von Ganzfried 2002. Eine kurze Dokumentation von Arthur Butz über diesen Aufdeckungsprozess findet sich im Internet unter dem Titel: »Wilkomirski and What it Means« (aufgerufen am 26.03.2003 unter: www.heretical.org/miscella/butz2.html).

13 Daraus resultiert u.a. Folgendes: Eine solche »Deformation« darf keineswegs »automatisch« dazu führen, dass eine Erinnerung abgelehnt oder als defizitär verworfen wird. Die »formveränderten« Erinnerungen von traumatisierten Zeitzeugen sind beispielsweise durchaus ernst zu nehmen und sollten gerade zum Ausgangspunkt von Überlegungen darüber gemacht werden, welche ungeheure Wirkung die Ereignisse auf die sich erinnernde Person, ihr Gedächtnis und ihre narrative Kompetenz gehabt haben. Vgl. hierzu Young (2001), Métraux (2001).

oder die Ausführungen zum »kollektiven Gedächtnis« im Anschluss an Halbwachs (1985). Ich will an dieser Stelle jedoch auf die interdisziplinären Beiträge aus Schmidt (1991) etwas näher eingehen, da in ihnen die Dynamik der Gedächtnistätigkeit, die m.E. auch ein charakteristisches Merkmal autobiographischer Erinnerung darstellt, fokussiert wird. Autobiographische Erlebnisse und Erfahrungen prägen ja zum einen das Gedächtnis in dem Sinn, dass frühere Erfahrungen immer auch einen Einfluss auf unser gegenwärtiges Denken, Handeln und Erleben haben. Daraus resultiert umgekehrt, dass unter dem Einfluss neuer Erfahrungen unsere Erinnerungen an vergangene Erlebnisse einer erneuten Betrachtung, Einordnung oder Deutung unterzogen werden. Das unter dieser Perspektive gewonnene Bild vom Gedächtnis ist somit keineswegs statisch, sondern viel eher einem kontinuierlichen Prozess zumindest partikulärer Restrukturierung unterworfen.

Von Seiten der interdisziplinär orientierten Gedächtnisforschung wird diesbezüglich zunächst die aus der Informatik übernommene Vorstellung vom Gedächtnis als unveränderbarer »Hardware« und den kognitiven Prozessen als »Software« in Frage gestellt: Statt einer Speicherung fertiger »Wirklichkeitseinheiten« müsste es bereits auf der Ebene der Wahrnehmung zu einer *strukturellen Veränderung* des Gedächtnisses aufgrund von Erfahrungen kommen. Der Begriff der Erfahrung ist wiederum eng an *menschliches Handeln* gebunden, so dass »Erfahrungen machen« bedeutet, »dass unser weiteres Handeln anders abläuft, als es ohne die betreffenden Erfahrungen vermutlich abgelaufen wäre« (Hejl 1991: 301). Mit anderen Worten: Vergangene Wirklichkeit kommt vor allem in der spezifischen Struktur bzw. »Organisation« des Gedächtnisses zum Ausdruck. Die aktuelle Gedächtnisstruktur, die ein Individuum im Laufe seines Lebens ausgebildet hat, ist Ausdruck und Ergebnis alltagsweltlicher und lebensgeschichtlicher Erfahrung – hier wird die Lebendigkeit von Gedächtnis und Erinnerung greifbar. Neue Erfahrungen und Eindrücke werden auf der Basis einer ganz bestimmten »Gedächtniskonfiguration« wahrgenommen und dann in diese Konfiguration »eingebaut«, wobei das Gedächtnis, als Ganzes betrachtet, ständig neue Strukturen annimmt. So werden spätere Wahrnehmungen und Erfahrungen nicht nur von der vorhandenen Gedächtnisstruktur geprägt, sondern durch diese z.T. erst ermöglicht. Hejl beschreibt für sein dynamisches »Produktionsmodell« von Gedächtnis diese Zusammenhänge aus einer systemtheoretischen Perspektive folgendermaßen:

»Die Aktivierung führt also zu einer Wahrnehmung von Ereignissen, die nicht als Symbolsequenzen gespeichert sind, sondern als spezifische Veränderungen der die Wahrnehmungen, d.h. die Erinnerungen, produzierenden ›Hardware‹.

Das Produktionsmodell von Gedächtnis postuliert also, dass Gedächtnis in der Veränderung des ›Hardware-Systems‹ und seiner Organisation besteht. [...] Wird ›Gedächtnis‹ verstanden als erfahrungsbedingte Modifikation eines Systems, das (unter anderem) Wahrnehmungen erzeugt, dann ist es naheliegend, dass Wahrnehmung ein Prozess ist, der vielfältigen Einflüssen unterliegt. Die Konzeption von Erinnertem als immer aktuell produzierter Wahrnehmung aufgrund eines historisch modifizierten Produktionssystems legt nicht mehr den Gedanken nahe, Erinnerung sei - oder solle sein - getreue Reproduktion früherer Wahrnehmungen. Die im Speichermodell angelegte Tendenz zu einer objektivistischen Epistemologie wird also konzeptuell vermieden.« (Hejl 1991: 326, Hervorhebungen im Original)

Was haben diese gedächtnistheoretischen Überlegungen nun für Konsequenzen für das autobiographische Erzählen? Zunächst finden wir hier eine Bestätigung dafür, dass das Thematisieren historisch-biographischer Zusammenhänge nicht nur ein dynamischer, sondern ein prinzipiell unabschließbarer Prozess ist. Auch frühe lebensgeschichtliche Episoden können nie »fertig« im Gedächtnis abgelegt werden. Wer sich an die Herausforderungen bei der Darstellung eines lebensgeschichtlich bedeutsamen Abschnitts erinnert, kann nachvollziehen, dass die dabei auftretenden Schwierigkeiten nicht allein auf die Suche nach wohlklingenden Formulierungen einer bereits »im Kopf« vorliegenden Ereignis- und Handlungssequenz beschränkt bleiben. Außer Frage steht hingegen, dass das individuelle Gedächtnis eine charakteristische Rolle spielt, wenn Vergangenes aus subjektiver Sicht thematisiert werden soll: Es ist selbst, wie oben gezeigt wurde, ein »Produkt« unserer Vergangenheit und bietet uns in spezifischer Weise durch unser bisheriges Leben, unsere Erfahrungen, Handlungen etc. vorgeformtes »Material«, mit dem die Vergangenheit aus einer bestimmten gegenwärtigen Situation heraus zur Darstellung gebracht werden kann.

Dieses individuelle Erinnerungshandeln ist aber gleichzeitig immer auch in eine kollektive soziokulturelle Praxis eingebunden. Die Vergewärtigung der eigenen Vergangenheit setzt voraus, dass auch andere sich erinnern und erinnert haben. Das Verfertigen von Erinnerungen kann man – mit einem Wort Wittgensteins – auch als Teil einer Lebensform bezeichnen. Ricœur formuliert diesen Aspekt der Teilhabe an einer sozialen Praxis mit den Worten: »Die erste Tatsache – der hauptsächliche Gesichtspunkt – ist, dass man sich nicht allein erinnert, sondern mit Hilfe der Erinnerungen anderer.« (Ricœur 2000: 78) Der Rahmen dessen, was in einer Gemeinschaft als Erinnerung angesehen wird, ist immer bereits abgesteckt und zwar in pragmatischer, inhaltlicher und formaler Hinsicht. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Die Vergewärti-

gung der eigenen Vergangenheit kann dazu führen, dass die Einzigartigkeit und Einmaligkeit von Ereignissen und Erfahrungen oder aber des gesamten Lebenslaufs deutlich herausgearbeitet wird. Durch Erinnerung kann mir meine Lebensgeschichte auf sehr lebendige Weise wieder zugänglich werden. Und trotzdem bleibt man auch damit Teil einer soziokulturellen Praxis: Man tut, was auch Unzählige andere tun, und zwar in einer durchaus individuell geprägten, aber letztlich doch vergleichbaren Weise. Die Dynamik der Erinnerungstätigkeit liegt damit nicht nur auf der Ebene des »individuellen« Gedächtnisses begründet, sondern auch im Wandel soziokultureller Praktiken.

Erinnerung bedeutet auch eine Verortung der eigenen Erfahrungen und Widerfahrungen im Rahmen dieser kollektiven Praxis. Damit kommen wir auf einen wesentlichen Aspekt kulturwissenschaftlicher Gedächtnismodelle zu sprechen: Erinnerung ist unweigerlich auch ein Akt der Positionierung und Orientierung im Hinblick auf andere Lebensverläufe und im Kontext soziohistorischer Prozesse. Der Akt der autobiographischen Erinnerung dient auch der Perspektivierung, und zwar von der Gegenwart aus in doppelter Richtung: in die Fernen durchlebter Vergangenheit, aber auch, in Weiterführung dieser Rekonstruktionsbemühungen, durch den Moment der Gegenwart hindurch auf eine mögliche Fortsetzung in der Zukunft hin. Nimmt man diese Aspekte zusammen, dann wird klar, dass Erinnerung untrennbar mit Deutungsprozessen verbunden ist. Erinnerung schafft eine Akkumulation von vielerlei verschiedenen Bedeutungszusammenhängen und gibt diesen eine neue Aussage, ein neues Gewicht und eine neue Form.

Unbewusste Erinnerungen

Neben dieser Dynamisierung des Erinnerungsvorgangs und der damit verbundenen Gedächtnistätigkeit ist noch ein weiterer Aspekt für unsere erzähltheoretischen Ausführungen von Bedeutung. Weitgehend unstrittig ist heute, dass das Gedächtnis mehr umfasst als nur bewusste kognitive Operationen; neben einem explizit bewussten Anteil muss auch von vorbewussten und unbewussten Anteilen im psychodynamischen Sinn ausgegangen werden. Erwähnenswert wäre in diesem Zusammenhang etwa die »Cognitive-experiential self-theory« (CEST) von Epstein (1994), die Freuds Primärprozesse mit einem kognitiven Persönlichkeitsmodell zu verbinden versucht.¹⁴ Dabei geht Epstein von der Existenz eines kogniti-

14 Ein anderes Modell, das die Verdrängung und die Entstehung des Unbewussten als dialogischen Prozess beschreibt und auf den Erwerb bestimmter sprachlicher Kompetenzen mit repressivem statt expressivem Effekt zurückführt, findet sich bei Billig (1998).

ven Unbewussten aus, das dem psychodynamischen Unbewussten Freuds zur Seite steht:

»Unlike the thinking of Freud, who assumed, that all information (other than that acquired during a preverbal period) would be conscious in the absence of repression, the new concept holds that most information processing occurs automatically and effortlessly outside of awareness because that is far more efficient than conscious, deliberative thinking.« (Epstein 1994: 710)

Epstein unterscheidet zwei Systeme der Informationsverarbeitung, deren Vorzüge bei unterschiedlichen Situationsanforderungen zur Geltung kommen. Dem vernunftbasierten, bewussten und logisch-abstrakten »rational system« steht das »experiential system« gegenüber, das assoziative Verknüpfungen herstellt, affekt- und ereignisgebunden arbeitet und damit eine wesentliche Aufgabe bei der Bearbeitung alltäglicher Erfahrungen übernimmt. Eine Parallele zwischen Epsteins Theorie und den im weiteren Verlauf dieser Arbeit folgenden Ausführungen ist auch darin zu sehen, dass der Umgang mit Erzählungen dem experiential system zugeordnet wird: »Narratives are assumed in CEST to appeal to the experiential system because they are emotionally engaging, and represent events in a manner similar to how they are experienced in real life, involving location in place and time, goal directed characters, and sequential unfolding.« (Epstein 1994: 711) Epstein geht also davon aus, dass das konkrete Ergebnis des Bildens von Vergangenheit einen Prozess beinhaltet, der weit über die bewusste Darstellung von Ereignissen, Erfahrungen, Gedanken und Gefühlen hinausgeht. Erinnerungen werden in einem »abgründigen« Sinne lebendig, der auch die verdrängten, traumatisierenden Aspekte mit einschließt, die einen erheblichen Einfluss auf die Darstellung haben können. Denn schließlich ist beim autobiographischen Erzählen ja nicht nur die Fähigkeit erforderlich, von alltäglichen Dingen zu abstrahieren und das Überraschende oder Außergewöhnliche in seiner Besonderheit dem Zuhörer begreifbar zu machen. Erzählen beinhaltet auch die Begegnung mit angstbesetzten oder tabuisierten Erfahrungen, die manchmal nur auf indirektem Weg zum Ausdruck kommen. Diese Erfahrungen können erst auf dem »Umweg« über einen selbstreflexiven und/oder therapeutischen Prozess für die Lebensgeschichte wieder »gewonnen« werden.¹⁵

15 Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ist es nicht überraschend, dass gerade auch psychoanalytische Ansätze eine enorme Präsenz im Bereich der Erzählforschung aufweisen. Auf einige exemplarische Beiträge sei hier lediglich verwiesen: Schafer 1980a, Bernstein 1990. Aus dem deutschsprachigen Raum wären die Beiträge Lorenzers zu nennen (vgl. etwa 1973, 1988) sowie Boothe (1998).

Vorwiegend im therapeutischen Setting wurden dementsprechend auch spezielle Formen der Erinnerung beschrieben, die auf intensive, oft traumatisierende Erfahrungen zurückgehen und vom Erzähler nicht direkt thematisiert werden können. Solche Erfahrungen, die man als »Enactments« oder »Inszenierungen« bezeichnet, kommen nach Streeck (2000) in einer speziellen Art und Weise zum Ausdruck, in der die Kommunikationssituation gestaltet wird:

»Das Verhältnis des Patienten zu seiner inneren und seiner mitmenschlichen Welt gibt sich dann nicht im ›Austausch von Worten‹ zu erkennen, sondern in szenischen Darstellungen, Enactments und handelnd und mithandelnd herbeigeführten Verstrickungen. Sie führen vor Augen, was mit lexikalisch-symbolischen Mitteln nicht gesagt wird und sich der sprachlichen Mitteilung entzieht.« (Streeck 2000: 13)¹⁶

Gleichwohl sind es natürlich vergangene Erfahrungen, die das Handeln und die Interaktion der betreffenden Personen prägen, wenn auch in einer diesen selbst meist nicht (vollständig) zugänglichen Weise. Man könnte in diesem Sinne auch von einer »Vorstufe« der Erinnerung sprechen: Bestimmte Episoden der Vergangenheit können zwar noch nicht verbalisiert werden, sie werden aber – gewissermaßen »nebenbei« – inszeniert oder ausagiert.

Im Anschluss an Freud lassen sich sprachliche Inszenierungen auch als eine spezielle Version der Übertragung auffassen, in der Vergangenheit nicht nur behandelt, sondern gleichzeitig in ihren unbewussten Dimensionen in der Situation aktualisiert wird (vgl. Streeck 2000: 18f.). Im Unterschied zur oben genannten, weitgehend sprachunabhängigen Form der Inszenierung unbewussten Materials macht sich dieser Prozess im Rahmen der narrativen Interaktion bemerkbar. Sprache wirkt gewissermaßen »vordergründig« unterstützend beim Ausagieren verdrängter Erfahrungen. Die Worte dienen dabei aber weniger der Mitteilung des unbewussten Konflikts, dieser tritt vielmehr in den nonverbalen Dimensionen der Interaktion, im sprachbegleitenden Verhalten in Erscheinung:

»Agieren meint hier die Art und Weise, wie der Patient den ›Austausch von Worten‹ gestaltet; es zeigt sich nicht darin, was er sagt, sondern *wie* er sich

16 Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, dass die Begriffe »Enactment« oder »Inszenierung« alles andere als einheitlich verwendet werden. Wie Streecks Einblick in die vorhandene Literatur zeigt, herrscht auch wenig Einigkeit darüber, ob unter Enactments ein grundsätzlich interaktiv angelegtes und bei beiden Interaktionspartnern unbewusst ablaufendes Geschehen verstanden werden soll. Andererseits wird auch der Aspekt der »Nichtsprachlichkeit« nicht von allen Autoren geteilt.

äußert und sich aktuell verhält. Sein Verhalten steht also unter dem Einfluss der Übertragung, und er handelt so, als würde sich in der gegenwärtigen therapeutischen Beziehung eine frühere Beziehung wiederholen. Dabei stellt der Patient mit seiner Art sich mitzuteilen dar, was und wie die frühere Beziehungserfahrung für ihn gewesen ist. Sein Verhalten in der therapeutischen Situation ist eine Inszenierung im Sprechen, ist *narrative Inszenierung*. Deren kommunikative Bedeutung liegt nicht im Sinn der Worte, sondern darin, was sie darstellt.« (Streeck 2000: 19, Hervorhebungen im Original)

Bemerkenswert an Enactments und Inszenierungen ist die Aktualität und Direktheit der Kommunikation. Hier werden nicht nur Erfahrungen des Sprechers/Patienten unmittelbar gegenwärtig, in dieser speziellen Form der Vergegenwärtigung wird auch der Zuhörer mit der Vergangenheit konfrontiert und in sie verstrickt. Zwar wird keine »bildhaft-beschreibende« Vorstellung der Ereignisse vermittelt, die emotionale Qualität des vergangenen Geschehens wird jedoch vergegenwärtigt und damit in einer speziellen Weise »erinnert«. Die Wirkung der Ereignisse auf die betroffene Person wird auf szenische Weise im Verhalten präsent.

Eines dürfte damit klar geworden sein: Die Begriffe Gedächtnis und Erinnerung umfassen weitaus mehr als nur das konkrete Wissen um bestimmte Szenen, Ereignisse und Erfahrungen, die autobiographische Erzähler in eine Lebensgeschichte überführen. Dies bringt einerseits die Notwendigkeit mit sich, zwischen »Gedächtnis«, »Erinnerung« und »Erzählung« eine klare terminologische Unterscheidung zu treffen. Andererseits deutet sich damit auch an, dass Erinnerungen und Erzählungen, wenn sie auf Gedächtnisinhalten aufbauen, die in vielen Fällen und aus verschiedenen Gründen nicht vollständig bewusstseinsfähig sind, immer auch Botschaften, Bedeutungen und Zusammenhänge enthalten, die dem Erzähler selbst verborgen sind. Und auch die aufgrund großer Anspannung entstandenen »Deformationen« des Gedächtnisses machen sich in der Erzählung auf eine sehr spezielle Art und Weise bemerkbar.

Autobiographisches Gedächtnis und lebensgeschichtliche Erinnerung

Struktur, Funktion und Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses bzw. der Gedächtnisprozesse sind seit längerer Zeit bevorzugte Themen psychologischer Forschungen und Gegenstand unzähliger Studien. Dabei stand jedoch aufgrund der experimentalpsychologischen Orientierung die Reproduktion von (deklarativem) »Wissen« im Vordergrund (vgl. hierzu Strube/Weinert 1987, Weber 1993, Keller 1996 sowie die Kritik an der Übertragbarkeit experimenteller Lernvorgänge auf autobiographische Erinnerungen bei Markowitsch 2000: 235). Anders als in der traditionellen

Gedächtnisforschung, wo bevorzugt personunabhängiges Material verwendet wird, greifen wir beim autobiographischen Erzählen in erster Linie auf lebensgeschichtlich bedeutsame Szenen und Ereignisse zurück, die unsere eigene Erinnerung und Vergangenheit betreffen. Die zu erinnernden Inhalte – und darin liegt ein signifikanter und folgenreicher Unterschied! – können in diesem Fall nicht vom Forscher präsentiert und vom »Probanden« reproduziert werden, sondern sie müssen zunächst vom sich erinnernden autobiographischen Erzähler verbalisiert werden und können erst dann in ihrer sprachlichen Verfasstheit Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen werden. Von daher erscheint es sinnvoll, die an individuelle Handlungen, Erlebnisse, Emotionen, Wünsche und dergleichen gebundenen personspezifischen »Erinnerungen« von der personunabhängigen Repräsentation von dargebotenem »Wissen« zu unterscheiden.¹⁷

Erste Ansätze für eine solche Unterscheidung lassen sich in Gedächtnismodellen aus den 70er Jahren nachweisen, die von einer Unterteilung in mehrere Gedächtnisspeicher mit unterschiedlichen Aufgaben ausgehen. Vor allem die von Endel Tulving stammende Unterteilung des Langzeitspeichers in eine semantische, eine prozedurale und eine episodische Komponente wäre hier zu nennen (vgl. Tulving 1972, Tulving/Markowitsch 1998 sowie einführend Bredenkamp 1998). Neben dem semantischen Langzeitspeicher für Faktenwissen und der prozeduralen Komponente, in der individuell erworbene Fertigkeiten verankert sind, ist für eine Untersuchung autobiographischer Erinnerung vor allem das episodische Gedächtnis »für zeitlich und räumlich datierbare Ereignisse« von Interesse (Bredenkamp 1998: 57). In diesem sind neben kollektiv bedeutsamen Ereignissen auch Erinnerungen an bestimmte Episoden und Szenen des eigenen Lebens anzusiedeln. Man könnte noch einen Schritt weiter gehen und das episodische Gedächtnis unterteilen in »*episodische Erinnerungen*«, die sich etwa auf einen unterhaltsamen und kurzweiligen Sonntagsausflug vor vielen Jahren beziehen, der allerdings ohne erkenn-

17 Dass die Auseinandersetzung mit den Phänomenen Gedächtnis und Erinnerung – anders als in der experimentellen Gedächtnispsychologie mit ihrer üblichen Fixierung auf Sachwissen – durchaus auch von individuellen Erinnerungen her seinen Ausgang nehmen kann, soll folgendes Zitat von Rusch dokumentieren: »Überhaupt scheint die Semantik von »Erinnern« und »Erinnerung« nahe zu legen, dass es in erster Linie persönliche Erlebnisse und Erfahrungen sind, deren Bewusstheit als Erinnerung bezeichnet wird, während die Präsenz von Wissensbeständen nicht an diesen Zusammenhang gebunden scheint.« (Rusch 1991: 269) Ein weiteres kritisches Argument setzt an bei der Leiblichkeit menschlicher Erfahrungen (im Unterschied zur maschinell-technischen Speicherung von Daten) und beschäftigt sich mit den Konsequenzen dieses Sachverhalts auf die Konzeptualisierung von Gedächtnis. Einige interessante Gedanken finden sich hierzu bei Dreyfus 1988 oder Weinrich 1988.

bare Konsequenzen für das weitere Leben geblieben ist, und spezifisch »autobiographische Erinnerungen«, denen wir eine Schlüsselfunktion bzw. Schlüsselbedeutung im Hinblick auf den Verlauf des eigenen Lebens, auf die individuelle Entwicklung der Persönlichkeit oder der eigenen Identität zusprechen würden.¹⁸ Auch aus Sicht der neuropsychologischen Forschung scheint einiges für eine weiter gehende Differenzierung des episodischen Gedächtnisses zu sprechen (vgl. Markowitsch 2000: 38 und 44f.).

Fassen wir die wichtigsten Aspekte autobiographischen Erinnerungshandelns noch einmal kurz zusammen. »Erinnerung« bezieht sich in dem hier vertretenen Sinn auf einen aktiven und kreativen Prozess der Vergewärtigung erlebter Vergangenheit, bei dem bestimmte Bilder, Ereignisse oder allgemeine Erfahrungszusammenhänge vergangener Wirklichkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt, in einer bestimmten Situation, unter einer bestimmten Perspektive und oft auch zu einem bestimmten Zweck (re)konstruiert werden. Die zentrale Bedeutung von Produktivität und Kreativität lässt sich im Hinblick auf autobiographische Erinnerungs- und Sinnbildungsleistungen folgendermaßen beschreiben:

18 Was auf dem Spiel steht, wenn diese Unterscheidung nicht getroffen wird, ist an der Arbeit von Weber (1993) mit dem Titel *Autobiographische Erinnerung und Persönlichkeit* abzulesen. Hier wird zunächst »unter autobiographischer Erinnerung die Erinnerung an vergangene Lebensereignisse verstanden« (ebd.: 21). Nach einer Diskussion der bereits erwähnten Unterscheidung Tulvings zwischen einem episodischen und einem semantischen Gedächtnis ist dann die lebensgeschichtliche Relevanz solcher Erinnerungen bereits ein Stück weit aus dem Blickfeld verschwunden: »Als autobiographische Erinnerungen werden in dieser Arbeit alle Erinnerungen bezeichnet, die sich auf komplexe, subjektiv bedeutsame Ereignisse beziehen, die in einem bestimmten raum-zeitlichen Kontext erlebt wurden.« (ebd.: 40) Verfolgt man dann die »Operationalisierung« des »autobiographischen Gedächtnisses«, so wird klar, dass inzwischen die lebensgeschichtliche Dimension völlig abhanden gekommen ist: Der experimentelle Aufbau der Studie läuft im Wesentlichen darauf hinaus, dass Kindern im Alter von 8 bis 10 Jahren (!) ein halbstündiger Film (!) vorgeführt wird, der später unter verschiedenen experimentellen Bedingungen erinnert werden soll. Ohne im Geringsten die Notwendigkeit der Erforschung des Erinnerungsprozesses bei Kindern in Abhängigkeit von Persönlichkeitsmerkmalen bestreiten zu wollen, möchte ich doch stark bezweifeln, dass im vorliegenden Fall der Terminus *autobiographische Erinnerung* angemessen ist. Zum einen halte ich es für abwegig, dem einmaligen Betrachten eines Films (Titel: »Helden«) den Stellenwert eines lebensgeschichtlichen Ereignisses zuzuschreiben (was vermutlich auch die Autorin nicht beabsichtigt hat) und zum anderen darf durchaus die Frage gestellt werden, ab welchem Alter überhaupt sinnvoller Weise von einer Kompetenz zur Formulierung autobiographischer Erinnerungen im Sinne einer narrativen Gesamtaufassung des eigenen Lebens ausgegangen werden kann.

»So gehen viele Ich-Erzähler weit über eine Nachschrift des Selbsterfahrenen hinaus, indem sie das Erzählte aus ihrer Einbildungskraft wiedererstehen lassen. Dabei wird die Grenze zwischen Evokation aus der Erinnerung und einfühlender Nachschöpfung aus der Phantasie oft aufgehoben. Reproduktive Erinnerung und produktive Imagination erweisen sich dann als zwei verschiedene Ansichten eines und desselben Vorganges. Die Funktion der Erinnerung in der Ich-Erzählung reicht also weit über die in landläufiger Auffassung der Erinnerung zugeschriebene Fähigkeit zur Vergegenwärtigung des Vergangenen hinaus. Das Erinnern selbst ist bereits ein Vorgang des Erzählens, durch den das Erzählte ästhetisch gestaltet wird, vor allem durch Auswahl und Strukturierung des Erinnerten.« (Stanzel 1979: 275)

Bei der Vergegenwärtigung der eigenen Biographie werden diese verschiedenen Ereignisse, Erlebnisse, Handlungen usw. zu einem Stück subjektiv gestalteter und dabei aber gleichzeitig auch soziokulturell vorstrukturierter Wirklichkeit synthetisiert und gewöhnlich auch mit emotionalen, moralischen oder psychologischen Valenzen versehen. Rusch bringt diesen Akt der Rekonstruktion von erlebten Erfahrungen auf folgende Formel:

»Erinnerungen sind Bewusstseinsphänomene, die deshalb mit der Vergangenheit assoziiert gedacht werden, weil sie von prinzipiell gleicher Art sind wie Bewusstseinsinhalte, in denen vollendete Handlungselemente bewusst sind. Diese These wäre geeignet, das gewöhnlich unterstellte Verhältnis von Vergangenheit und Erinnerung umzukehren: Nicht die Erinnerungen entstammen der Vergangenheit, sondern die Vergangenheit (im Sinne eines Wirklichkeitsbereiches) verdankt sich der Erinnerung und Erinnerungselaboration.« (Rusch 1991: 275)

Die wirklichkeitskonstituierende Funktion des Erinnerungshandelns wird damit auf den Punkt gebracht. Erinnerungen im hier gemeinten Sinn laufen also auf einen Prozess individueller Sinnstiftung und damit immer auch auf eine Deutung vergangener Wirklichkeit hinaus.¹⁹ Vergangenheit

19 Ein etwas anderer Schwerpunkt wird den lebensgeschichtlichen Erzählungen älterer Menschen zugewiesen. So schreibt etwa Fuchs (1992), dass »die Erinnerungen bei Jüngeren vorwiegend als ein Mittel zur Erhellung der Gegenwart im Licht der Vergangenheit dienen, während sie sich bei Älteren mehr und mehr zu einer Sphäre mit eigenem Wert und eigener Gültigkeit zusammenschließen. Weniger die Bedeutung des bisherigen Lebens für die Gegenwart und Zukunft steht nunmehr in Frage, sondern der Sinn der Lebensgeschichte als solcher. Die Erinnerung soll nicht so sehr einzelne Muster erkennen lassen als ein Bild des Ganzen entwerfen.« (ebd.: 281) Damit wird auch angedeutet, dass die Thematisierung der eigenen Biographie an Ziele und Zwecke gebunden ist, die sich im Laufe

als Zeiterfahrung – und dies gilt generell, nicht nur für den Bereich autobiographischer Erzählungen (vgl. White 1994a) – wird uns auf sprachlicher Basis erst zugänglich in narrativen Konstrukten.

Zeitzeugenschaft und Geltungsanspruch

Wenn nun aber die Darstellung von Vergangenheit auf die Bemühungen von Individuen zurückgeht, anhand von persönlichen Erinnerungen oder historischen Quellen ein Stück einmalige soziale Wirklichkeit zu rekonstruieren, dann stellt sich natürlich die Frage, woran einzelne Vergangenheitsentwürfe überhaupt gemessen werden können. Das Fehlen einer »objektiven« und »verbindlichen« Darstellung der Vergangenheit hat zur Folge, dass ein systematischer Abgleich zwischen individuellen Vergangenheitsentwürfen und »den Ereignissen« immer nur relativierend, kontextgebunden und provisorisch hergestellt werden kann. Dies hat natürlich auch erhebliche Konsequenzen für die mit Vergangenheitsdarstellungen verbundenen Geltungs- oder Wahrheitsansprüche. Denn diese können letztlich nur noch in einem kommunikativen Prozess zwischen verschiedenartigen und miteinander konkurrierenden (individuellen sowie kollektiven) Vergangenheitsentwürfen ausgehandelt werden. Dies passiert etwa, wenn Historiker streiten, und es geschieht in vergleichbarer Weise, wenn unterschiedliche Ansichten von Zeitzeugen in einem Gruppengespräch über Nationalsozialismus aufeinander treffen. In solchen Situationen werden Aspekte einer kollektiven Vergangenheit ausgehandelt und geregelt, die auf einen Konsens hinauslaufen und aufgrund der ihnen zugestandenen Plausibilität eine gewisse (relative oder vorläufige) Gültigkeit erlangen können. Nie werden sie jedoch den Charakter von etwas End-Gültigem erreichen können.

Dies bedeutet auch, dass ein Zeitzeuge nicht allein aufgrund der Tatsache, dass er die jeweils zur Diskussion stehenden Ereignisse selbst miterlebt hat, bereits eine »wahrere« oder »gültigere« Version der Vergangenheit liefern kann, als jemand aus einer späteren Generation. Der Hinweis auf die Involviertheit der erzählenden Person in die Ereignisse und der daraus resultierende mangelnde Überblick mag als Beispiel dafür dienen, wie rasch und problemlos gerade solche Geltungsansprüche in vielen Fällen »gekontert« worden sind. Damit tritt aber auch das andere Extrem auf den Plan, nach dem Zeitzeugenberichte zurückgewiesen werden, gerade weil sie an einem Geschehen teilhatten, das einen gravieren-

des Lebens verändern können; eine »objektiv richtige« oder »endgültige« Beschreibung des Lebenslaufs anzustreben oder einzufordern, muss allein schon aus diesen Gründen als unpassende und irreführende Vorstellung zurückgewiesen werden.

den Einfluss auf ihre Wahrnehmung, ihre Gedächtnistätigkeit sowie ihr Selbst- und Weltbild genommen hat.

Zur Frage steht in diesem Zusammenhang, ob Zeitzeugenschaft und historiographische Bemühungen sich überhaupt gleichwertig gegenüberstellen können oder ob sie nicht auf zwei sehr unterschiedlichen Perspektiven beruhen, die zwar beide für den Diskurs über Vergangenheit unerlässlich sind, aber erst auf sehr subtile Weise in einen Dialog miteinander gebracht werden müssen. (Schließlich handelt es sich hierbei um zwei unterschiedliche Formen des kulturellen Gedächtnisses.) Ähnlich wie Young (vgl. hierzu auch Kap. 6.2) bezeichnet es auch Métraux mit Blick auf die Shoah mit Recht als fragwürdig, wenn »vorsichtslos behauptet [wird, dass], »wer mit dem Völkermord in Berührung gekommen« sei, [...] die Bindung an die Wahrheit verloren« habe (Métraux 2001: 338) und deshalb zu keiner Zeugenschaft mehr fähig sei. Kritisiert wird von ihm vor allem die nivellierende Praxis des Vergleichs zwischen Zeitzeugenaussagen und den um Objektivität und Systematik bemühten Geschichtswissenschaften. Denn speziell im Hinblick auf die Opfer und Überlebenden muss berücksichtigt werden, dass diese infolge ihrer Erfahrungen in zahlreichen Fällen von Gedächtnis- und Orientierungsproblemen geplagt werden – was für Métraux aber gerade die Authentizität dieser Erinnerungen unterstreicht: »Beurteilt werden dürfen Zeugenaussagen von Personen, die die Authentizität ihrer Zeugenschaft durch gebrechliche Erinnerungen besiegeln, eben nicht an dem Maßstab einer geschichtswissenschaftlichen Analyse, die mit der Autorität der (affektlosen) Methodik Aussagen über das Wann, Wo und Wie von Ereignissen trifft.« (Métraux 2001: 339) Auch Young vermisst neben der sachlich rekonstruierenden Stimme des Historikers die Perspektive der *traumatisierten* Überlebenden. Diese einseitige Ausrichtung führt zu einer gewissen Eindimensionalität historischer Darstellungen, denen neben ihrer Vielfalt auch das Merkmal der Kontingenz geschichtlicher Ereignisse in gewisser Weise abhanden gekommen ist. Youngs Plädoyer lautet daher: »Wir müssen einen Mittelweg finden, der die lebendige Erinnerung der Augenzeugen dem historischen Bericht einfügt, freilich ohne sie bloß rhetorisch zu verwenden oder der Darstellung mehr Authentizität zu verleihen oder die Erzählung mit dem Originalton der Stimme der Überlebenden anzureichern.« (Young 2001: 53)

Unbestritten dürfte hingegen sein, dass Zeitzeugen über Erinnerungen verfügen können, die andere – individuelle sowie kollektive – Vergangenheitsentwürfe in Frage stellen und/oder eine Korrektur und Überarbeitung bestimmter Vorstellungen von der vergangenen Wirklichkeit erforderlich machen. Auch hier lässt sich Métraux anführen, der die systematische Berücksichtigung der Perspektive der traumatisierten Opfer

im Diskurs über die Vergangenheit für überaus wichtig hält, damit ein differenziertes Bild überhaupt erst entstehen kann: »Die Wirklichkeitsfindung [...] erfolgt [...] in einem öffentlichen Diskurs, aus dem Kontroversen über realitätsnahe, empirisch validierte und empirisch nicht validierbare, dafür aber authentische Aussagen kaum wegzudenken sind.« (Métraux 2001: 339) Darüber hinaus sieht er in der Berücksichtigung und Integration authentischer Erzählungen in das vorhandene Bild von der Vergangenheit gleichzeitig einen wichtigen Schritt in Richtung der »Heilung« individueller und kollektiver Traumata.

In vielen Fällen sind autobiographische Erinnerungen jedoch nicht von solchen traumatisierenden Erfahrungen geprägt, was den Erzählern die Möglichkeit eröffnet, ihre Darstellungen flexibel zu halten und ihren Geltungsanspruch mit Hilfe der im Rahmen von Erzählungen verfügbaren Gestaltungsmittel (erzähl-)strategisch durchzusetzen. Viele Informanten aus dem Zeitzeugen-Projekt setzten mehr oder minder gezielt Perspektivenwechsel ein und bemühten sich um eine wirkungsvolle Abfolge der einzelnen Episoden, um entweder einen distanzierten Überblick zu geben oder aber die Unmittelbarkeit des Geschehens zu suggerieren. Dies kann zu einem direkten psychisch-emotionalen »Miterleben« des Zuhörers führen und bildet den Gegenpol zur erzählerischen Distanz, die einen differenzierten, reflektierten und souveränen Umgang mit den thematisierten Ereignissen suggeriert.

Autobiographie und Erzählung

Wie bereits angedeutet, ist die Verfügbarkeit von Erinnerungen eine notwendige, nicht aber eine hinreichende Voraussetzung für die Thematisierung autobiographischer Zusammenhänge. Entscheidend ist dabei eben auch implizites Wissen über mögliche Formen der (sprachlichen) Präsentation, in der individuelle Entwicklungen und Veränderungen in ihrer temporalen Struktur überhaupt erst zum Ausdruck gebracht werden können. Diese spezielle Ordnungsstruktur wird durch die Fabelbildung erreicht, wenn wir Erinnerungen so organisieren, dass sie dem »Erzähl-schema« gerecht werden. Dieser Schritt markiert den Übergang von den Gedächtnismodellen hin zu den Erzähltheorien. Drei grundlegende Aspekte der dafür notwendigen sprachlich-kommunikativen Fähigkeiten – auf die wir in den folgenden Kapiteln noch ausführlicher eingehen werden – sollen bereits an dieser Stelle unter Bezugnahme auf Boueke et al. (1995: 15; vgl. hierzu auch Straub 1998) kurz angedeutet werden:

- **Die Herstellung von Kohäsion/Kohärenz**

Zunächst müssen die relevanten Erinnerungen und Wissensbestände kohärent organisiert werden, was nichts anderes bedeutet, als dass die zusammengehörigen Ereignisse in eine sequenzielle sprachliche Abfolge gebracht werden. Da Lebensereignisse sich nicht selten als temporal komplexe Phänomene erweisen, die mit einer Vielzahl von Faktoren in Verbindung gebracht werden müssen, ist es oft keineswegs einfach, eine linear verlaufende Erzählung zu präsentieren. Dies gilt beispielsweise für umfassende und tiefgreifende Veränderungen der Lebensumstände, wenn etwa eine Reihe von Dingen auf den Erzähler »mit einem Schlag hereingebrochen sind«.

- **Emotionale und evaluativen Qualifizierungen**

Geschichten dienen der Vermittlung individueller Erlebnisse und Erfahrungen, womit aber nicht nur die narrative Präsentation von Ereignisverläufen gemeint ist, sondern auch die Berücksichtigung der affektiv-emotionalen Begleitumstände. Im Hinblick auf die Zuhörerinnen und Zuhörer laden solche emotionalen Qualifizierungen immer auch dazu ein, sich in den dramatischen Verlauf der Ereignisse hineinversetzen zu lassen. Der Verlauf der Ereignisse wird gewöhnlich auch durch evaluative Äußerungen begleitet, die auf der ganzen Bandbreite zwischen subtilen Andeutungen im Rahmen der erzählten Handlung bis hin zu eindeutigen Stellungnahmen bzw. Einschätzungen seitens des Erzählers liegen können. Durch diese strukturellen Aspekte wird den Zuhörern die Lebendigkeit und psychologische Nähe des Geschehens vermittelt.

- **Die triadische Struktur von Erzählungen**

Geschichten besitzen eine »Basisstruktur«, das heißt sie haben einen Anfang, eine Mitte und ein Ende. Auf die anfängliche »Orientierung«, die den Ausgangszustand beschreibt, folgt im Mittelteil der Erzählung die »Komplikation«, also ein überraschender oder ungewöhnlicher Verlauf der Ereignisse, kurzum etwas, was von der gewohnten oder erwarteten Entwicklung der Dinge abweicht. Im weiteren Verlauf der Geschichte sind Erzähler dann darum bemüht, die ungewöhnlichen Auswirkungen und Konsequenzen der Komplikation zu meistern und den weiteren Fortgang der Situation oder Handlung in nachvollziehbarer Weise zu konstruieren.